

utb.

María do Mar Castro Varela
Nikita Dhawan

Postkoloniale Theorie

Eine kritische Einführung

3. Auflage



Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Böhlau Verlag · Wien · Köln · Weimar

Verlag Barbara Budrich · Opladen · Toronto

facultas · Wien

Wilhelm Fink · Paderborn

Narr Francke Attempto Verlag / expert Verlag · Tübingen

Haupt Verlag · Bern

Verlag Julius Klinkhardt · Bad Heilbrunn

Mohr Siebeck · Tübingen

Ernst Reinhardt Verlag · München

Ferdinand Schöningh · Paderborn

transcript Verlag · Bielefeld

Eugen Ulmer Verlag · Stuttgart

UVK Verlag · München

Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen

Waxmann · Münster · New York

wbv Publikation · Bielefeld

María do Mar Castro Varela ist Professorin für Allgemeine Pädagogik und Soziale Arbeit an der Alice Salomon Hochschule Berlin. Nach ihren Diplom-Abschlüssen in Psychologie und Pädagogik promovierte sie im Fach Politik. Sie war u.a. Senior Fellow am Institut für die Wissenschaften vom Menschen (IWM) in Wien. Sie ist Gründerin des bildungsLab* (bildungslab.net). Forschung- und Interessenschwerpunkte: Postkoloniale Theorie, Kritische Bildungs- und Erziehungswissenschaften, Gender und Queer Studies sowie Trauma Studien. Veröffentlichungen u.a.: »Unzeitgemäße Utopien. Migrantinnen zwischen Selbsterfindung und Gelehrter Hoffnung« (2007), »Double bind postkolonial. Kritische Perspektiven auf Kunst und Kulturelle Bildung« (2020, Hg. gem. mit L. Haghghat).

Nikita Dhawan ist Professorin für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Gender Studies an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Vorher war sie Professorin an der Leopold-Franzen Universität Innsbruck und Direktorin des Frankfurt Research Center for Postcolonial Studies, Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen« der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Forschungs- und Interessenschwerpunkte: Transnationaler Feminismus, Globale Gerechtigkeit, Menschenrechte, Demokratie und Dekolonisierung. Veröffentlichungen u.a.: »Impossible Speech: On the Politics of Silence and Violence« (2007), »Decolonizing Enlightenment: Transnational Justice, Human Rights and Democracy in a Postcolonial World« (2014, Hg.).

MARÍA DO MAR CASTRO VARELA, NIKITA DHAWAN

Postkoloniale Theorie

Eine kritische Einführung

3. Auflage

transcript Verlag, Bielefeld

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2020 transcript Verlag, Bielefeld

3. Auflage

utb-Bandnr. 5362

Print-ISBN 978-3-8252-5362-2

PDF-ISBN 978-3-8385-5362-7

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Atelier Reichert, Stuttgart

Umschlagabbildung: »Tipu's Tiger«, emblematic organ, 1790. Victoria and Albert Museum London. »Tipu's Tiger« ist ein Musikautomat, der für Tipu – von 1782–1799 der Sultan von Mysore in Südindien – angefertigt wurde. Die geschnitzte und bemalte Holzbox repräsentiert einen brüllenden Tiger, der einen britischen Soldaten angreift. Dazu macht die Box entsprechende Geräusche. Der Tiger ist gleichzeitig Tipus persönliches Emblem und deutet auf den Hass gegen die britische East India Company.

Satz: Michael Rauscher, Bielefeld

Druck: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

Inhalt

Vorwort zur 3. Auflage	7
Vorwort zur 2. Auflage	15
Vorwort zur 1. Auflage	19
Danksagung	22
I. Kolonialismus, Antikolonialismus und postkoloniale Studien	23
Kolonialismus und Imperialismus	28
Postkolonialismus <i>avant la lettre</i>	48
Antikolonialer Widerstand und die Frage des Nationalismus	50
Religion, Säkularismus und Empire	62
Verwobene Vermächtnisse: Kolonialismus und der Holocaust	82
Das Globale und das Postkoloniale	86
II. Edward W. Said – Der orientalisierte Orient	99
Das Gründungsdokument postkolonialer Theorie: <i>Orientalism</i>	104
Die Orientalismus-Kontroverse	112
Nach <i>Orientalism</i> : Kultur und Imperialismus	127
»Travelling Theories« – Wenn Theorien reisen	138
»Weltlichkeit« und »säkulare Kritik«	143
Intellektueller Aktivist: Palästina und Exil	149
III. Gayatri Chakravorty Spivak –	
Marxistisch-feministische Dekonstruktion	161
(Post-)Kolonialismus und der literarische Text	166
Privilegien verlernen:	
Imperialistischer Feminismus und die »Dritte-Welt-Frau«	173
Marxismus überdacht	177
Dekonstruktive Strategien	188
Masterwords – oder über die Macht, zu bezeichnen	193

Kann die Subalterne sprechen?	196
Subalterne und Intellektuelle	210
Europäische Aufklärung und affirmative Sabotage	212
Unrecht richten: Alterglobalisierung und epistemischer Wandel	214
Widersprüche und Selbstkritik	224
Arbeiten ohne Garantien	227
IV. Homi K. Bhabha – Mimikry, Hybridität und Dritte Räume	229
Ängstlichkeit, Macht und Stereotyp	232
Die Macht der Machtlosen? – Hybridität und Mimikry	239
Performanz, Subjektivierung und Handlungsmacht: Verhandlungen und Widerstandsformen	247
Kulturelle Differenz und Dritter Raum	258
Postkoloniale Gegenmoderne – Verhandlungen an der Grenze	261
Die Nation erzählen: Migration, Kolonialismus und Zugehörigkeit	266
Kulturelle Rechte und <i>vernacular cosmopolitanism</i>	272
Demokratie de-realisieren	277
Bhabha im Kreuzfeuer der Kritik	280
V. Postkoloniale Theorie kritisch betrachtet	297
Die postkoloniale Theorieindustrie	298
Politik der Verortung	301
›Dritte-Welt-Marxismus‹ kontra ›Erste-Welt-Postmodernismus‹?	308
Intersektionalität und soziale Gerechtigkeit	311
Was ist wirklich neu an postkolonialer Theorie?	320
Interessenkonflikte: Migrantischer Aktivismus versus internationale Arbeitsteilung	321
Dekolonial versus postkolonial	330
Universalismus versus Differenz	338
VI. Postkoloniale Utopien und die Herausforderung der Dekolonisierung	353
Literatur	355

Vorwort zur 3. Auflage

»Es war die beste Zeit, es war die schlechteste Zeit. Es war das Zeitalter der Weisheit, es war das Zeitalter der Torheit; es war die Epoche des Glaubens, es war die Epoche des Unglaubens; es waren die Tage des Lichts, es waren die Tage der Finsternis; es war der Lenz der Hoffnung, es war der Winter der Verzweiflung. Wir hatten alles zu erwarten, wir hatten nichts zu erwarten. Wir gingen alle schnurstracks dem Himmel zu, wir gingen alle schnurstracks den anderen Weg – kurz, die Zeit war insofern der gegenwärtigen gleich, als einige ihrer lärmendsten Kenner behaupten, es könnte im Guten oder Bösen nur in Superlativen von ihr gesprochen werden.«
(Dickens 2003 [1859]: 1)

Vielleicht gibt es keine passendere Beschreibung der heutigen Zeit als die oben zitierten Zeilen von Charles Dickens. Momentan erleben wir nie gekannte Fortschritte in Wissenschaft und Technologie sowie schnelle gesellschaftliche und politische Transformationen, die Schutz und Erweiterung globaler Gerechtigkeit versprechen. Gleichzeitig stehen wir vor beispiellosen Herausforderungen ökologischer Zerstörung, dem Anstieg rechter Bewegungen, Konflikt und Krieg und damit einhergehendem Elend, Enteignung und Entrechtung auf transnationaler Ebene. Obwohl wir auf dem direkten Weg zu einer planetaren Zerstörung zu sein scheinen, erleben wir auch den Beginn zuvor unvorstellbarer globaler Bewegungen, die für wirtschaftliche, politische, klimatische, soziale und kulturelle Gerechtigkeit kämpfen. Die Situation, in der wir uns befinden, wird auf vielfältige Weise durch das Erbe des Kolonialismus beeinflusst. Vom Klimawandel bis zur angeblichen ›Flüchtlingskrise‹, von den gesellschaftlichen Kontroversen um die Rolle von Religion bis hin zu Fragen von Minderheitenrechten und Staatsbürger-

schaft: überall hat die jahrhundertelange koloniale Herrschaft Spuren hinterlassen, die in der gegenwärtigen geopolitischen Situation vielleicht sichtbarer denn je sind. Es scheint daher mehr als angemessen, dass in wissenschaftlichen Arbeiten über Disziplinengrenzen hinweg über Themen, die von künstlicher Intelligenz bis zu sozialen Medien, von Nahrungsmittelsoveränität bis zu Friedens- und Konfliktstudien, von Mode bis Musik reichen, postkoloniale Perspektiven nicht mehr ignoriert werden. Postkoloniale Theorien können unser Verständnis verwobener Vergangenheiten und Zukünfte erweitern, sodass wir nicht mehr dazu verdammt sind, unsere historischen Fehler, Versäumnisse und Verbrechen zu wiederholen, weil wir unfähig und nicht bereit sind aus ihnen zu lernen. Das vorliegende Buch plädiert darum, Geschichte als eine strategische Infragestellung der Gegenwart zu lesen, um so postimperialistische Zukünfte imaginieren zu können. Doch wie, so fragt sich, kann Dekolonisierung tatsächlich und konkret zur Realisierung gebracht werden?

Es ist interessant festzustellen, dass der Begriff für Vergangenheit und Zukunft in vielen nicht-europäischen Sprachen wie Mandarin, Urdu und Hindi derselbe ist. Der chinesische Begriff für »übermorgen« bedeutet wörtlich »hinterer Tag«, während »vorgestern« als »vorderer Tag« bezeichnet wird. Während die Aymara in Bolivien, nach hinten zeigen, wenn sie über das Morgen sprechen, weil wir dieses ja nicht sehen können und Zukunft eben dort verortet ist, wo wir nicht hinblicken können, während sie nach vorne zeigen, wenn sie über die Vergangenheit sprechen, denn die können wir beschreiben – wir können sie ja sehen. Das Gestern und das Morgen werden in Hindi und Urdu mit demselben Wort benannt: कल/كَل. In *Midnight's Children*, bemerkt Salman Rushdie (1981: 106): »Kein Volk, dessen Wort für »gestern« identisch ist mit dem Wort für »morgen« kann als eines gelten, welche die Zeit fest im Griff hat.« Rushdie bezieht sich hier auf die fragile Verbindung zwischen Temporalität und Hoffnung, zwischen Begehren und Imagination im Kontext nicht-dominanter Zukünfte und weist auf die Unmöglichkeit utopischen Denkens hin. Aufgrund der Verbindungen zwischen kolonialen utopischen Experimenten und der daraus resultierenden Gewalt, erscheint es paradox von postkolonialen Utopien zu sprechen. Und trotzdem, wie sollen wir uns eine postimperiale Welt vorstellen? Oder macht die Welt, in der wir leben, die Vorstellung postkolonialer Utopien tatsächlich undenkbar?

Der Begriff der Utopie impliziert, dass der »gute Ort« in Wirklichkeit »kein Ort« ist. Der imaginierte ideale Ort existiert nicht. Kann nicht existieren. Das Derrida'sche Konzept der »Hauntology« (1993) beschreibt ein Gefühl von Nostalgie für eine Zukunft, die nie kommt und verlustig geht. Dieses Scheitern der Zukunft sollte jedoch nicht als Ausdruck eines sinnlosen Defätismus oder Zynismus verstanden werden, sondern vielmehr als eine Sehnsucht nach dem, was ständig

verschoben wird: die Hoffnung auf ein Noch-Nicht. Sich das Unvorstellbare vorzustellen und Hoffnung angesichts der Hoffnungslosigkeit zu wecken, das genau ist die Aufgabe utopischen Sinnierens, eine Art optimistische Melancholie für das, was noch nicht ist. Angesichts der unerfüllten Wünsche, die die postkoloniale Welt heimsuchen, stellt sich die Frage, wie wir die akute Lähmung des Willens und den schiereren Mangel an Vision überwinden können, sodass wir nicht-dominante Zukünfte anstreben und uns diese auch vorstellen können?

In seinem Werk *Conscripts of Modernity: The Tragedy of Colonial Enlightenment* zeichnet David Scott den Übergang von einer widerständigen Form des Antikolonialismus definiert als die Überwindung kolonialer Unterwürfigkeit hin zu einem tragischen Modus, der von Scheitern und Resignation geplagt wird, nach (2004: 13). Antikoloniale Rebellionen und Revolutionen versprachen eine Überwindung des Kolonialismus als totalitäre Struktur durchwirkt von Brutalität, Rassismus und Ausbeutung. Die verletzte Vergangenheit sollte durch eine neue Gegenwart geheilt werden. Die zerstörerische Kraft des Kolonialismus wurde dafür konfrontiert mit einer regenerierenden Gegenkraft des Antikolonialismus (Scott 2004: 6). Die totalisierende Dehumanisierung des Kolonialismus brachte das indignierte Vokabular der antikolonialen Revolutionen hervor. Trotzdem fragt Scott provokativ: »Was geschieht, wenn die Überzeugungskraft der Vergangenheit nicht mehr dazu dient, den Anfang einer emanzipierten Zukunft zu garantieren? Was geschieht, wenn romantische Vorstellungen von Widerstand und Überwindung nicht mehr überzeugend sind?« und konstatiert: »antikoloniale Utopien sind langsam zu postkolonialen Alpträumen verkümmert.« (Ebd.: 2) Vielleicht haben ja die Kabylen recht, von denen Pierre Bourdieu (1976) berichtet, dass es bei diesen als unmoralisch gelte, zu versuchen, die Zukunft zu beeinflussen. Sie sind, so Bourdieu, der Ansicht, die Welt gerate aus dem Gleichgewicht, würden wir es wagen den Lauf der Dinge vorauszudenken. Doch scheint uns politische Arbeit ohne das Denken eines Anders kaum möglich und so fragen wir uns: Wenn der Preis der Dekolonisierung eine gewisse »Entzauberung« der Welt bedeutete, was wären die Kosten einer »Wiederverzauberung« und wie können wir diese ermöglichen? Um sich postkoloniale Zukünfte wieder neu vorzustellen, drängt uns Scott, unsere Beziehung zur rassistischen und kolonialistischen Vergangenheit zu überdenken und von Rechtfertigungsnarrativen abzurücken. Scotts Klage, dass »wir in tragischen Zeiten leben« markiert in klaren Worten das Scheitern des Dekolonisierungsprojekts (Scott 2004: 2). Bei der Kritik der postkolonialen Gegenwart geht es nicht um die Fixierung eines teleologischen Handlungsschemas, nach welchem vorherbestimmte Ziele zu erreichen gesucht wird, sondern eher um eine Weigerung, sich durch die desillusionierte Gegenwart verführen zu lassen und einem gnadenlosen Zynismus zu verfallen. Das Einwirken auf die Gegenwart ist somit von der Analyse des Jetzt

und der Vergangenheit bestimmt, während das Ziel offenbleibt. Scott weist auf die wesentliche Verbindung zwischen Tragödie und Kritik, insofern Tragödien durch moralische Konflikte, Kontingenz, Verletzbarkeit und die Reversibilität aller Aspirationen und Leistungen gekennzeichnet bleiben. Indem sie uns von einer progressiven dialektischen Resolution wegführen, bieten Tragödien keinen Trost und zeigen keinen Weg auf. Nach Scotts Meinung sind postkoloniale Bedingungen, die gezeichnet sind von unerfüllten Versprechungen, weder die Fortsetzung des Aufklärungsprojekts noch seine Ablehnung; stattdessen ist die Aufklärung als das »permanente Erbe« zu bestimmen, welches die Voraussetzungen für zukünftige postkoloniale Möglichkeiten schafft und deshalb nach konstanten Neuaushandlungen und Nachjustierungen verlangt (Scott 2004: 170ff.).

Postkolonial-queer-feministische Perspektiven bilden in diesem Szenario eine wichtige Supplementierung. Sie bieten einen instruktiven Einblick in die Herausforderungen der Dekolonisierung. In seinem inspirierenden Buch *Cruising Utopia: The Then and There of Queer Futurity* bezieht sich José Esteban Muñoz auf verschiedene Beispiele, um die von ihm so benannte »Heterozeit« zu intervenieren, die Temporalität normalisiert und einem linearen, progressiven Narrativ ausgeliefert bleibt. Muñoz entgegnet dem mit folgender Bemerkung: »Das Hier und Jetzt ist ein Gefängnisgebäude ... wir müssen träumen und bessere Vergnügungen ausleben, andere Möglichkeiten auf der Welt zu sein und letztendlich neue Welten ... Queer sein heißt im Grunde die Ablehnung des Hier und Jetzt und das Bestehen auf dem Potenzial einer anderen Welt.« (Muñoz 2009: 1) Im Gegensatz zu Lee Edelman (2004), der die Politik eines reproduktiven Futurismus' ablehnt und *queer* mit dem Todestrieb in Verbindung bringt, präsentiert Muñoz die unwiderstehliche Antwort auf diese queere Apokalypse, einer nach vorne schauenden, reproduktiven und heteronormativen Politik der Hoffnung, die viele politische Projekte animiert. Das queere Subjekt, argumentiert Edelman, ist epistemologisch an Negativität gebunden, an Antiproduktion und Unverständlichkeit. Anstatt nun diese immanente Negativität zu bekämpfen, indem um die Anerkennung des Queerseins gekämpft wird, schlägt Edelman vor, die Negativität zu umarmen, da sie ja ohnehin strukturell in queeres Leben eingeschrieben ist. Muñoz, andererseits, schlägt ein queeres welten (*worlding*) vor, welches auf der Möglichkeit aufbaut, eine Welt zu entwerfen, in der es erlaubt ist, Bilder einer Utopie zu entwerfen – was er als eine Praxis, die »die Unmöglichkeit [...] angesichts des Pragmatischen« performiert (Muñoz 2009: 3), beschreibt. Indes bleiben diese utopischen Gesten gezeichnet von einer beschädigten Vergangenheit und Gegenwart heterosexistischer rassifizierender Gewalt und einer Vielzahl historischer Niederlagen. Auf ähnliche Weise stellt sich Jack Halberstam Edelmans geradezu endemischer Negativität. In *The Queer Art of Failure* bemerkt Halberstam, dass »unter gewissen Umständen scheitern, verlieren,

vergessen, aufheben, rückgängig machen, nicht werden und nicht wissen tatsächlich kreativere, kooperativere und überraschendere Weisen in der Welt zu sein bieten können.« (2011: 2) Halberstam zitiert in diesem Zusammenhang Quentin Crisp: »wenn du anfangs keinen Erfolg hast, könnte Versagen dein Stil sein.« (Ebd.: 96)

Nun ja, mit den endemischen Problemen ökonomischer, sozialer, politischer und auch kognitiver Ungerechtigkeit scheint ein Wiederholen früherer Slogans des Antikolonialismus mehr als »deplatziert«. Und so fragen wir nochmal: Mit Blick auf diese unmöglichen Bedingungen, wie können wir ein Skript unserer Hoffnungen, Wünsche und unseres Imaginären anfertigen, um die desillusionierte Gegenwart zu überwinden? Die hochtrabenden postkolonialen Ambitionen, eine alternative Zukunft zu entwerfen, entwickeln sich zunehmend zu einem verpassten Termin mit der Geschichte. Dies konfrontiert uns mit dem Problem postkolonialer oppositioneller Kritik: auf wen und auf was sollte sie zielen? Was sollte die Grammatik dieser Kritik sein? Erinnern wir uns hier an Karl Marx (1976 [1844]: 344), der so pointiert und kämpferisch ausführte: »Ist die Konstruktion der Zukunft und das Fertigwerden für alle Zeiten nicht unsere Sache, so ist desto gewisser, was wir gegenwärtig zu vollbringen haben, ich meine die rücksichtslose Kritik alles Bestehenden, rücksichtslos sowohl in dem Sinne, daß die Kritik sich nicht vor ihren Resultaten fürchtet und ebensowenig vor dem Konflikte mit den vorhandenen Mächten.« In Anlehnung an Marx ist Kritik ohne Selbstkritik ungenügend. Um nicht-dominante Zukünfte neu zu imaginieren, müssen wir über einen simplifizierenden Glauben hinausgehen, dass es ausreiche, den europäischen Kolonialismus durch Dekolonisierung rückgängig zu machen, um eine Welt ohne Ungerechtigkeit und Unterdrückung herbeizuführen. Die Romantisierung der unbekanntenen Vergangenheit ist nichts weiter als fade Euphorie, die uns nach dem Träumen verkatert zurücklässt.

Gleichzeitig muss die postkoloniale Welt Europa für den Verrat der Aufklärungswerte – Freiheit, Gleichheit, Demokratie, Gerechtigkeit und Menschenrechte – weiter zur Rechenschaft ziehen. Obwohl Europa vorgeworfen wird, den Rest der Welt auszubeuten und zu unterdrücken, wird behauptet, dass die Tradition der Selbstkritik und Selbstevaluierung es Europa erlaube, über die eigenen vergangenen und aktuellen Verbrechen sowie das eigene Versagen zu reflektieren und selbstkorrigierend ethischer und verantwortungsvoller zu werden. Vielsagenderweise hat das Komitee in Oslo im Jahre 2012 die EU mit dem Friedensnobelpreis gekürt. Die kritische Tradition wird in allen großen Diskursen über Europa von Europäer/-innen gefeiert. Die europäische Praxis der Selbstinfragestellung wird als die größte Stärke und das wichtigste Erbe der europäischen Aufklärung angesehen, welche sie von anderen Kulturen abhebe, die nicht selten als der Selbstkritik unfähig angesehen werden. Der Imperativ, sich auf kritische Weise auf sich

selbst zu beziehen und die daraus resultierende Selbstverbesserung in Gedanken und Handlungen wird als einzigartig und ausschließlich europäisch angesehen. Aber wie der Psychoanalytiker Adam Phillips (2016) betont: Selbstkritik kann auch als »gestattetes Vergnügen« fungieren, weil sie oft einfach nur einfalllos ist. Europa bezaubert uns und sich selber mit dem Anspruch selbstreflexiv zu sein und durch die Fähigkeit zur Selbstverurteilung. Unser Dilemma ist, dass obwohl wir das fehlende Engagement gegenüber dem postkolonialen Erbe und seinen Rückwirkungen im deutschsprachigen Kontext in vergangenen Jahren kritisiert haben, uns der plötzliche Hype mit Bezug auf postkoloniale Kritik im deutschsprachigen Raum ebenfalls suspekt ist. Paradoxe Weise scheint Europa umso mehr Gewalt ausüben zu wollen gegen diejenigen, die es an seine brutale Vergangenheit erinnern, je mehr Europa mit seiner eigenen gewalttätigen Vergangenheit zurechtzukommen sucht. Unserer Meinung nach bleibt es unverzichtbar, eine ethische Relation zur europäischen Vergangenheit für ein zukünftiges Europa zu suchen – ein kommendes Europa. Europäer/-innen tun gut daran sich Gandhis Worte in Erinnerung zu rufen, der, als er von einem Journalisten in London gefragt wurde, »Was halten sie von der europäischen Zivilisation?«, antwortete: »Ich denke das wäre eine gute Idee« (zit. in Gandhi 1998: 22).

Und wie Antonio Gramsci (2012 [1929–1935]: 354) warnt: »Die Krise besteht gerade in der Tatsache, daß das Alte stirbt und das Neue nicht zur Welt kommen kann: in diesem Interregnum kommt es zu den unterschiedlichsten Krankheitserscheinungen.« Fragen wir also erneut: Wie soll man postimperiale Zukünfte ausarbeiten, während man einen gewissen Pessimismus des Intellekts und Optimismus des Willens beibehält? Was sind die Herausforderungen, sich eine postimperiale Politik vom (Nicht-)Ort der Planetarität aus vorzustellen? Anstatt an eine eschatologische Tradition anzuknüpfen, die kritischem Denken Ansprüche von Direktionalität und einen Zweck durch Versprechungen von Erlösung und Erfüllung geben, bezieht sich ein planetarer Ansatz im Denken von Utopien auf »Planētes«, vom altgriechischen »Wanderer«. Dies ermöglicht multidirektionale Ströme von Hoffnung, Wünschen und Imaginationen ohne die hegemonischen Paradigmen der Globalität und Transnationalität zu reproduzieren, die romantische Sehnsüchte nach globaler Geselligkeit und transnationaler Solidarität bedienen. Der griechische Begriff *eschaton* enthält zwei Bedeutungen des Begriffes eines »Endes«: eine als das Beenden eines Prozesses als *finis* und eine als das Erreichen eines Ziels als *telos*. Anstatt in Zukünfte zu investieren, die durch Intentionalität gesteuert werden, müssen wir die nicht-formelhafte Offenheit planetarer Utopien erkennen, was nicht nur beinhaltet, dass bewusst gehofft, erwünscht oder vorgestellt werden soll, sondern auch die Grenzen unserer besten Versuche dies zu tun transparent gemacht werden. Denn sich das Unvorstellbare vorzustellen ist wie das

Hoffen angesichts der Hoffnungslosigkeit gerade die Aufgabe von Utopien, eine Nostalgie für das, was noch sein kann, für das noch-nicht Existierende.

Eine Beschäftigung mit postkolonialen Theorien ermöglicht es, sich Wissen über die andauernde Vergangenheit anzueignen, ein gelehrtes Hoffen zu lernen und das Archiv der Kritik und Ethik zu erweitern. Auch die dritte Auflage wurde von uns mit diesem kritischen Optimismus überarbeitet. Wir hoffen weiter, wir scheitern weiter.

*Berlin/Mumbai im Dezember 2019,
María do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan*

Vorwort zur 2. Auflage

Seit der ersten Auflage der vorliegenden Einführung in die postkoloniale Theorie (2005) haben sich postkoloniale Ansätze im deutschsprachigen Raum weiter ausgebreitet und sind aus kritischen Perspektiven nicht mehr wegzudenken. Im angloamerikanischen Raum hingegen hat sich die postkoloniale Theorie innerhalb der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften nicht nur etabliert, sondern ist tatsächlich kanonisch geworden. Die prominenten Namen, die mit dieser Theorie assoziiert werden, werden hofiert. Viele besetzen nun einflussreiche Positionen – zumeist an US-amerikanischen Universitäten.

Kritik an postkolonialen Theorieperspektiven ist zwar weiterhin vernehmbar, aber eine grundsätzliche Hinterfragung findet kaum noch statt. Eine enorme Dynamik hat sich entfaltet: Studien, die die Paradigmen, Konzepte und Strategien der postkolonialen Theorie zum Einsatz bringen, sind zahlreich. Sie behandeln so diverse Themen, dass die Sammelbände, die immer wieder herausgegeben werden, die Vielfalt kaum zu bündeln in der Lage sind. Im Gegenteil: Jeder Band ist von Lücken gekennzeichnet.

Diese zweite Auflage der Einführung sollte eigentlich lediglich durch die Nachzeichnung einiger Entwicklungen ergänzt werden. Zudem sollten die Neuerscheinungen von (beziehungsweise zu) Said, Spivak und Bhabha besprochen werden und Fehler, die sich bei der ersten Auflage eingeschlichen hatten, korrigiert werden. Angedacht war dies schon vor einigen Jahren und es war unter anderem die unglaubliche Fülle des zu bearbeitenden Materials, die das Erscheinen der zweiten Auflage immer wieder nach hinten verschoben hat. Wir haben nun versucht, einen querschnittartigen Einblick in die postkoloniale Theorie zu eröffnen – in der Hoffnung, dass sich Lesende finden, die hier Themen und Fragestellungen entdecken, die sie in ihrer wissenschaftlichen und politischen Arbeit weiterverfolgen möchten.

Die zunehmende Anerkennung postkolonialer Perspektiven hat auch dazu geführt, dass wir beide zahlreichen, oft internationalen Einladungen gefolgt sind und eine große Anzahl von Aufsätzen zu spezifischen Themen der postkolonialen Theorie auf Anfrage verfasst haben. Auch dies hat dazu beigetragen, dass der Band

erst jetzt vorliegt. Andererseits hat dies auch unser Verständnis des postkolonialen Projekts deutlich erweitert.

Unter anderem die Einladungen zu Aufenthalten an die Pusan Universität in Südkorea, an das Institute for International Law and the Humanities der Universität Melbourne in Australien, an das Program of Critical Theory, University of California, Berkeley und Columbia University, New York, USA, an die Universität La Laguna auf Tenerife, Spanien und an die Universität Costa Rica haben uns die Möglichkeit gegeben, unsere Thesen vorzustellen und mit internationalen Kollegen und Kolleginnen und Studierenden intensiv zu diskutieren. Wir möchten uns an dieser Stelle dafür ganz herzlich bei allen Beteiligten bedanken. Die zahlreichen Gespräche mit Gayatri Chakravorty Spivak haben uns zudem immer wieder herausgefordert und unser Denken geschärft.

2009 hat Nikita Dhawan das *Frankfurt Research Center for Postcolonial Studies* (FRCPS) im Rahmen des Exzellenzcluster *Die Herausbildung normativer Ordnungen* an der Goethe-Universität Frankfurt am Main begründet, welches sie bis 2016 leiten wird. Das FRCPS hat seit 2009 unermüdlich prominente postkoloniale Theoretiker/-innen nicht nur aus den USA, sondern auch aus Lateinamerika, Afrika und Asien eingeladen, um über postkoloniale Themen auf hohem Niveau zu diskutieren. Das etablierte Kolloquium bot zudem jungen Wissenschaftler/-innen, die zum Teil noch isoliert an deutschsprachigen Hochschulen zu postkolonialen Themen arbeiten, einen Raum zum konstruktiven Austausch. Vieles, was wir in dieser neuen Auflage vorlegen, verdanken wir Anregungen, die wir aus Diskussionen bei Veranstaltungen des FRCPS – Kolloquien, Tagungen, Konferenzen etc. – gezogen haben. Mit der Demontage von Forschungsinstitutionen wie das FRCPS bleibt die Dekolonisierung deutschsprachiger Universitäten und akademischer Diskurse eine große Herausforderung. Der Widerstand gegen die Institutionalisierung postkolonialer Kritik und die Integrierung eurozentrismuskritischer Theorien muss, wie wir meinen, grundsätzlich thematisiert werden.

Es bleibt zu wünschen, dass an den Hochschulen mehr Räume geschaffen werden, die die konstruktive Debatte über kritische Ansätze ermöglichen.

Darüber hinaus möchten wir aber auch namentlich denjenigen danken, die das Manuskript unter anderem lektoriert, Übersetzungen angefertigt oder die Literaturangaben überprüft haben. Ohne sie wäre die 2. Auflage sicher immer noch ein Vorhaben. Wir danken Zubair Ahmad, Susanne Bernhart, Elisabeth Fink, Luisa Hoffmann, Joanna James, Anna Krämer, Johanna Leinius, Rirhandu Mageza-Barthel, Anna Millan, Regina Röder und Aylin Zafer.

Für anregende Diskussionen danken wir ganz herzlich unseren Kollegen und Kolleginnen Shalini Randeria, Judith Butler, Dipesh Chakrabarty, Angela Davis, Ilan

Kapoor, Wendy Brown, Ann Laura Stoler, Tejaswini Niranjana, Meyda Yeğenoğlu, Ursula Apitzsch, Uta Ruppert, Kira Kosnick, Sundhya Pahuja, Ratna Kapur, Malathi de Alwis, Diane Ott, Tamara Musfeld, Uta-Maria Walter, Gülay Çağlar, Bélen Martín Lucas, Eva Darias Beautell, Marianna Scarfone, Jamila Mascacat, Roxana Reyes, Marwa Arsanios, Liliana Feierstein, Lena Levinas, Aditya Bharadwaj, Emma Wolukau-Wanambwa, Sultan Doughan, Fouziehya Towghi, Ursula Scheidegger, Teresa Orozco, Gabi Rosenstreich und Randi Elin Gressgård.

Wir danken aber auch Karin Werner vom transcript Verlag, die uns dazu motiviert hat, eine zweite Auflage anzufertigen und eine unendliche Geduld mit uns gezeigt hat, die heutzutage im Verlagswesen nicht mehr selbstverständlich ist. Für das Lektorat des Manuskripts danken wir zudem Kai Reinhardt.

Berlin/Frankfurt am Main im Januar 2015,

María do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan

Vorwort zur 1. Auflage

Im Jahre 1883 veröffentlicht der bekannte deutsche Orientalist Friedrich Max Müller unter dem Titel *India, what can it teach us?* seine Vorlesungen für die britischen Bewerber in den *Indian Civil Service (ICS)*. Das Buch gilt als eines der besten Beispiele für das, was Edward Said als die »Orientalisierung des Orients« bezeichnet hat. Als deutscher Orientexperte wurde Müller 1847 von der *East India Company* unter Vertrag genommen, um die *Rigveda*¹ aus dem Sanskrit ins Englische zu übersetzen und sorgfältig zu systematisieren. Müller, der nie einen Fuß auf indischen Boden gesetzt hat, zählte zu den einflussreichsten Indologen. Trotz diesem und vieler anderer Beispiele hielt sich lange Zeit das Vorurteil, im deutschsprachigen Kontext sei postkoloniale Theorie kaum von Relevanz, da weder Deutschland noch Österreich – und noch weniger die Schweiz – historisch zu den großen Kolonialmächten gehört haben. Stabilisiert wurde diese Annahme durch Argumente, die unerfreulicherweise von einigen Vertretern der postkolonialen Theorie selbst geliefert wurden. Edward Said hat sich z.B. in seiner berühmten Studie *Orientalism* gegen eine Analyse des spezifisch deutschen Orientalismus ausgesprochen und dies damit begründet, dass Deutschland nie eine imperiale Pioniermacht und insoweit im Unterschied zu der »anglo-französisch-amerikanischen Erfahrung des Orients« nur nachrangig gewesen sei (Said 1978: 16 ff.). Im Gegensatz dazu führt Gayatri C. Spivak aus, dass »Deutschland« kulturell und intellektuell gesehen im 19. Jahrhundert eine der Hauptquellen sorgfältigster orientalistischer Gelehrsamkeit darstellte – gingen doch von diesem geopolitischen Ort eine Vielzahl autoritative, mit universellen Ansprüchen ausgestattete orientalistische Erzählungen aus (Spivak 1999a: 8). Ob nun Kant, Hegel oder Marx – die Produktionen dieser philosophischen Autoritäten, die Spivak zu Recht als Quelltexte »einer europäischen ethisch-politischen Selbstrepräsentation« (ebd.: 9) bezeichnet hat, haben keinen spezifisch akademisch kontrollierten Imperialismus installiert oder konsolidiert.

¹ Die *Rigveda* ist der älteste Teil der vier *Veden* und zählt zu den wichtigsten Schriften des Hinduismus. Sie gilt als die älteste mündlich überlieferte Textsammlung Indiens und ist ca. 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung entstanden.

Als kritische Intervention, die interdisziplinär denkt und eine immense Bandbreite an Themen bearbeitet, ist postkoloniale Theorie zweifelsohne von außerordentlicher Relevanz für aktuelle politische Auseinandersetzungen. Die akademischen Wortgefechte reflektieren dabei die politischen Debatten, die mit dem Beginn einer weltumspannenden Antiglobalisierungsbewegung ein neu erwachtes Interesse an imperialer Herrschaft, Neokolonialismus und Migrationsbewegungen hervorgebracht haben. Wir haben es hier mit einer spannenden Pendelbewegung zu tun, bei der auf der einen Seite Theorie politisiert wird, um auf der anderen Seite neue Politisierungsformen über theoretische Debatten zu erschließen. Postkoloniale Theorie untersucht dabei sowohl den Prozess der Kolonisierung als auch den einer fortwährenden Dekolonisierung und Rekolonisierung. Die Perspektive auf den (Neo-)Kolonialismus beschränkt sich dabei nicht auf eine brutale militärische Besetzung und Ausplünderung geographischer Territorien, sondern umfasst auch die Produktion epistemischer Gewalt.

Theoretisch zeigt sich der Postkolonialismus vor allem stark durch marxistische und poststrukturalistische Ansätze beeinflusst. Während poststrukturalistische Herangehensweisen zur Kritik an westlichen Epistemologien und zur Theoretisierung einer eurozentrischen Gewalt beigetragen haben, schafft die marxistische Perspektive eine Basis für eine Kritik, welche die internationale Arbeitsteilung² und die aktuellen Prozesse des Neokolonialismus und der Rekolonisierung in den Blick nimmt. Postkoloniale Theorie gilt als die kontinuierliche Verhandlung dieser beiden scheinbar gegensätzlichen Erkenntnismodi. Allerdings kann kaum von einer einheitlichen, wohl strukturierten Theorie gesprochen werden, denn unter dem Etikett werden durchaus unterschiedliche Theoretiker/-innen, die sich zudem in einem kontinuierlichen Schlagabtausch zu befinden scheinen, zusammengefasst.

Das vorliegende Buch bietet einen ersten Überblick über die aktuellen Diskussionen innerhalb postkolonialer Theorie. Dafür werden die drei prominentesten Figuren – Edward W. Said, Gayatri C. Spivak und Homi K. Bhabha – und ihre wichtigsten Konzepte – etwa »Orientalismus«, »Subalterne« und »Hybridität« – exemplarisch dargelegt. Die diversen theoretischen Betrachtungen dieser drei Literaturwissenschaftler/-innen bilden u.E. einen guten Startpunkt in postkoloniale

2 Die internationale Arbeitsteilung zeigt die kapitalistische Beziehung zwischen den Ländern des globalen Südens und Nordens auf. Während der Norden Kapital in Ländern des Südens investiert, stellen diese Standorte für Investitionen aus dem Norden bereit. Sie bleiben nicht nur gekennzeichnet durch niedrige soziale und ökologische Standards, sondern stellen zudem auch genügend ausbeutbare Arbeitskraft bereit. Die Verlagerung von Produktionsstätten in so genannte Billiglohnländer des globalen Südens stabilisiert dabei kontinuierlich die internationale Arbeitsteilung, die eine direkte Folge des Kolonialismus darstellt und von der alle im Norden verorteten Menschen mehr oder weniger profitieren.

Debatten. Darüber hinaus sollen die grundsätzlichen Begrifflichkeiten wie etwa »Kolonialismus«, »Imperialismus« und »Postkolonialismus« und die wichtigsten Kontroversen um postkoloniale Theorie präsentiert werden.

Es brauchte seine Zeit, bis im deutschsprachigen Kontext von einer merklichen Rezeption postkolonialer Theorie gesprochen werden konnte. Insoweit ließe sich zu Recht fragen, ob es zum jetzigen Zeitpunkt – wo sich diese langsam etabliert – sinnvoll ist, eine *kritische* Einführung vorzulegen. Ein solches Unternehmen riskiert – so ließe sich einwenden –, die Bedeutung postkolonialer Theorie anzuzweifeln, noch ehe sie sich einen Platz im kritischen Diskurs sichern konnte. Wir würden allerdings auf solcherlei Einwände mit Spivak entgegenen, dass die ernsthafteste Kritik immer diejenige ist, die etwas Nützliches kritisiert. Die Anstöße, die aus der Richtung postkolonialer Theorie kommen, sind nicht nur wissenschaftlich fruchtbar, sondern auch politisch wichtig und notwendig, weswegen wir uns die Mühe gemacht haben, die signifikante politische und theoretische Kritik an ihr zusammenzutragen. Der von nicht wenigen im deutschsprachigen Raum an den Tag gelegte Enthusiasmus und die damit häufig einhergehende unreflektierte Vereinnahmung postkolonialer Konzepte für partikulare politische Interessen erscheinen uns beachtenswert. Aus diesen Gründen haben wir uns bei der Vorstellung postkolonialer Theorie dazu entschieden, nicht nur die bedeutendsten Argumente, sondern auch kontroverse Stimmen zu Wort kommen zu lassen. Anstatt also eine allzu simple Zelebrierung von Postkolonialität zu präsentieren, haben wir auch der anderen Seite der Debatte – der Kritik an den einzelnen theoretischen Positionen – Raum gewährt, so dass sich beim Lesen des Buches die Bandbreite von Meinungen, Positionen und Perspektiven erschließt. Dies soll nicht nur zu einem besseren Verständnis von postkolonialer Theorie beitragen, sondern auch die Lebendigkeit und Ernsthaftigkeit der Verhandlungen dokumentieren.

Bedauerlicherweise sind viele postkoloniale Studien und Essays bisher nicht ins Deutsche übertragen worden, so dass die Teilnahme an den spannenden und kontroversen Auseinandersetzungen auf die Gruppe der englischsprachigen Leser- und Zuhörerschaft beschränkt ist. Deswegen ist ein Ziel dieses Buches, postkoloniale Interventionen im deutschsprachigen Kontext zu vitalisieren. Wir verbinden damit nicht nur die Hoffnung, dass die Gruppe der Interessierten an postkolonialer Theorie erweitert, sondern auch, dass der postkoloniale Diskurs pluralisiert wird. Wie jede kritische Theorie lebt auch die postkoloniale Theorie von der Debatte. Thesen werden präsentiert und sogleich angegriffen und hinterfragt. Es ist in den Zwischenräumen der Dispute, wo sich unserer Ansicht nach Möglichkeiten des Widerstands bieten und sich neue Politikformen finden lassen – und nicht in den zu »Wahrheit« gefrorenen Argumenten dieser Autorin oder jenes Autors. In diesem Sinne plädieren wir mit Spivak für »Freiheit für den Widerspruch« (Spivak 1999b: 39).

Danksagung

Ein Buch zu schreiben ist wie eine indische Hochzeit – es ist unmöglich, dabei *alle* glücklich zu machen! Sedef Gümen, Antke Engel, Vathsala Aithal, Gisela Ott-Gerlach, Meher Bhoot, Stephan Bundschuh, Tülay Arslan, Birgit Jagusch, Güler Arapi, Irene Franken, Eri Park, Liliana Feierstein, Anja Weiß, Sylvia Nagel, Silvia Osei, Uschi Wachendorfer, Jyoti Sabharwal, Nutan Sarawagi, Priyadarshi Jetli, Nina Gantert, Shwetha Rao, Rahul Warke und unsere Eltern Estrella Varela Pazos, Carlos Castro Pena, Nimmi und Suresh Dhawan haben wir, so hoffen wir zumindest, glücklich gemacht! Wir danken ihnen ganz herzlich für die liebevolle, freundschaftliche und kritische Begleitung dieses Projekts.

Dem transcript Verlag danken wir für das entgegengebrachte Vertrauen und die gute Betreuung!

Köln im März 2005,

María do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan

I. Kolonialismus, Antikolonialismus und postkoloniale Studien

»Wir leben alle in einer postkolonialen Welt, nicht nur jene Menschen in und aus ehemals kolonisierten Gebieten.«
(Eckert/Randeria 2009: 11)

Trotz aller Versuche der Klärung bleibt der Begriff »postkolonial« unscharf und heiß debattiert. Beschrieb er in den 1970er Jahren noch die Lage ehemaliger Kolonien, die die Unabhängigkeit von der kolonialen Herrschaft errungen hatten, so wurde er in den 1980ern ausgeweitet und bezeichnete fortan alle kolonisierten Regionen und Gemeinschaften – und zwar vom Moment der Kolonisierung bis hin zur Gegenwart (vgl. Ashcroft/Griffiths/Tiffin 1989: 2). Die Perspektiven und Herangehensweisen, die mit postkolonialer Kritik assoziiert werden, finden dabei auch Anwendung auf die Bedingungen so genannter »interner Kolonien« innerhalb des Westens – etwa Schottland, Irland und Wales (vgl. etwa Young 2001). Auch postsozialistische Studien wurden durch diese inspiriert (vgl. etwa Todorova 2009). Auf ein Problem mit dem Begriff »postkolonial« weist Ania Loomba hin, die nicht nur das Präfix »post« problematisiert, sondern auch den Terminus »kolonial« in »postkolonial« als Bezeichnung aller vormals kolonisierten Länder. Damit werden, so Loomba, die reichen Traditionen, Ideologien und Geschichten dieser Länder verleugnet – als seien sie erst mit dem Kolonialismus entstanden und nur durch denselben überhaupt bedeutsam geworden (vgl. 1998: 17). Dagegen wertet etwa der nigerianische Historiker Jacob Ade Ajayi die »Kolonialperiode [...] lediglich [als] eine ›Episode‹ im langen Kontinuum der afrikanischen Geschichte« (Eckert 2006: 60) während für Felwine Sarr (2019) Kolonialismus nicht auf einer *Tabula rasa* stattgefunden hat. Wenngleich die präkolonialen Geschichten heute schwer nachzuzeichnen sind – gegeben hat es sie. Dies impliziert, dass die präkolonialen Strukturen in die kolonialen hineingewirkt haben. Shalini Randeria spricht in diesem Zusammenhang von »verwobenen Geschichten« (*entangled histories*, Conrad/Randeria 2002: 17) und beschreibt damit eine relationale Perspektive, die die Unmöglichkeit

aufzeigt, eine Geschichte des Westens ohne die Geschichte der kolonisierten Länder zu schreiben und *vice versa*: »[D]ie moderne Geschichte [ist] als ein Ensemble von Verflechtungen aufzufassen.« (Ebd.) Postkoloniale Theorie nimmt gewissermaßen die Herausforderung einer solchermaßen transnationalen Geschichtsschreibung an. Folgerichtig untersucht sie Kolonialismus und Imperialismus als ein europäisches wie außereuropäisches Gesamtphänomen.¹

Postkolonialismus kann dabei nicht einfach als etwas gedacht werden, das nach dem Kolonialismus eingetreten ist, sondern muss als eine Widerstandsform gegen die koloniale Herrschaft und ihre Konsequenzen betrachtet werden. Anstatt also Geschichte als lineare Progression zu betrachten, wendet sich postkoloniale Theorie den Komplexitäten und Widersprüchen historischer Prozesse zu. Und so komplex, wie sich die Kolonisierung und ihre Folgen zeigen, so kompliziert und uneindeutig stellen sich selbstverständlich auch Dekolonisierungsprozesse dar. Soll »postkolonial« nicht nur einen regierungspolitischen Machttransfer andeuten, so verlangt dies danach, die Brüche und Widersprüche insbesondere der Dekolonisierungsprozesse herauszuarbeiten (vgl. Loomba 1998: 10).

Zudem ist der Prozess der Dekolonisierung ein kontinuierlicher, der sich jedoch nicht als fortschreitend darstellen lässt. Neokolonialismus (siehe Nkrumah 1965) und Rekolonisierungstendenzen zeigen vielmehr an, dass der Kolonialismus immer neue Wege findet und Strategien entwirft, um sich die Ressourcen der vormals kolonisierten Länder zu sichern. Kolonialismus ist damit nicht ausschließlich Stoff für staubige Geschichtsbücher, denn spezifische Unterdrückungsformen sind weiterhin aktuell, während andere immer wieder neu erfunden werden. Dasselbe gilt im Übrigen für die facettenreichen Widerstandskämpfe innerhalb des globalen Südens und auch in den Metropolen der imperialen Mächte. Ein uniformes Verständnis von Postkolonialität ist mithin wenig sinnvoll. Vielmehr verlangt die vorgelegte Diagnose nach einer Kontextsensibilität beim Gebrauch des Begriffes »postkolonial«. Konkurrierende oder supplementierende Begriffe wie »antikolonial« (etwa Fanon 2004 [1961]), »dekolonial« (etwa Mignolo 2007) oder »tricontinental« (Abdel-Malek zit. in Young 2001: 5) zielen in ihren Grundannahmen auf ähnliche Phänomene und Problemfelder: Einerseits wird der noch aktuelle Euro-

1 In der Herangehensweise finden sich durchaus Parallelen zur Global- bzw. Weltgeschichte, die sich in Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu etablieren beginnt. In seinem über 1.500-Seiten starken Buch zur Geschichte des 19. Jahrhunderts bemerkt Jürgen Osterhammel, dass es dieser darum gehe, »Eurozentrismus« wie jede andere Art von naiver kultureller Selbstbezogenheit [zu] überwinden« (Osterhammel 2011: 19). Auch die *histoire croisée* (Verflechtungsgeschichte) bietet einen ähnlichen Zugang. Diese versucht die Ansätze der komparativen Sozialgeschichte zu überwinden und stattdessen eben die Verflechtungen zu fokussieren, indem sie eine multiperspektivische transnationale Geschichtsschreibung stark macht (siehe Werner/Zimmermann 2002).

zentrismus in den Wissenschaften und Alltagsvorstellungen *vis-à-vis* des globalen Südens angegriffen (siehe zu Eurozentrismus etwa Wallerstein 1997). Andererseits wird die nicht vollendete Dekolonisierung thematisiert und ein Blickwechsel auf Geschichte und Politik angemahnt – vom globalen Norden hin zum globalen Süden. Unterschiede bestehen vor allem in der Frage, *wie* dieses politische Unternehmen effektiv und möglichst inklusiv zu entwickeln sei. Das Schlüsselmanöver ist jedoch bei all diesen diversen Ansätzen »Intervention«, wie dies Graham Huggan in seiner Einleitung zum *Oxford Handbook of Postcolonial Studies* (2013: 12) schreibt: »Postkoloniale Theorie interveniert in die eurozentrischen Narrative und die damit zusammenhängende Amnesie Europas, um hegemoniale Strukturen zu transformieren.«²

Die koloniale Diskursanalyse als wichtiger Teil postkolonialer Theorie repräsentiert einen neuen Weg, Kolonialgeschichte zu lesen, werden hier doch sowohl kulturelle als auch ökonomische Prozesse als sich bedingende Formationen des Kolonialismus betrachtet. Eines der Ziele solcher Analysen ist deswegen, über die Untersuchung der Überschneidungen von Ideen und Institutionen – etwa Wissen und Macht im Sinne Foucaults – den Blickwinkel kolonialer Studien zu erweitern. Neben den offenkundigen materiellen Seiten kolonialer Herrschaft wird die gewaltvolle Macht der Repräsentation untersucht. Die koloniale Diskursanalyse insistiert dabei darauf, dass Literatur nur verstanden werden kann, wenn sie gemeinsam mit Geschichte, Politik, Philosophie, Sozialwissenschaften und anderen Disziplinen betrachtet wird. Die scheinbar fixierten Grenzen zwischen Text und Kontext werden dabei radikal problematisiert, um daran die Kontinuitäten von Repräsentationsformen der Kolonisierten und die Praktiken (neo-)kolonialer Macht aufzeigen zu können (vgl. Moore-Gilbert 1997: 8).

Das Aufkommen postkolonialer Studien knüpft dabei an zwei Momente an: zum einen an die Geschichte der Dekolonisierung sowie die Problematisierung dominanter »Rassen-, Kultur-, Sprach- und Klassendiskurse durch die intellektuellen Aktivistinnen und Aktivistinnen antikolonialer Kämpfe und zum anderen an die Revolutionierung westlich intellektueller Traditionen, welche die gängigen Konzepte von Macht, Subjektivität und Widerstand herauszufordern wussten. Diese zwei Diskurse scheinen sich nur auf den ersten Blick zu widersprechen. Sie bilden *de facto* eine dynamische Einheit (vgl. Loomba 1998: 20; Rangan/Chow 2013). Unter »Postkolonialität« wird in der Folge ein Set diskursiver Praktiken verstanden, die Widerstand leisten gegen Kolonialismus, kolonialistische Ideologien und ihre Hinterlassenschaften (vgl. Adam/Tiffin 1991: vii). Die daraus entstandene postkoloniale Theorie umfasst eine Vielfalt methodologischer Herangehensweisen,

2 Alle Zitate aus englischen Originaltexten wurden von den Autorinnen ins Deutsche übertragen.

die in einem ausgedehnten interdisziplinären Feld und in den unterschiedlichsten Institutionen zur Anwendung kommen (siehe etwa Schwarz/Ray 2000; Huggan 2013). Fernerhin beschäftigt sie sich heute längst nicht mehr nur mit den Wirkungen der Kolonisierung, sondern bezieht auch die aktuell bestehenden neokolonialen Machtverhältnisse und die diversen »kulturellen Formationen«, die in Folge von Kolonisierung und Migration in den Metropolen entstanden sind, in ihre Analysen ein. Die Verschiebung von »Dritter Welt« zur »Postkolonie« hat dabei zu einer entscheidenden Veränderung der Debatte beigetragen (siehe etwa Mbembe 2001).

Trotz der verspäteten Rezeption³ sowie der komplexen Geschichte der postkolonialen Kritik in den westlichen Akademien, hat diese zweifelsfrei einen starken Einfluss auf gegenwärtige Modi der Kulturanalyse und Gesellschaftstheorie. Methodologisch bedient sich die postkoloniale Kritik hierfür – auch im Gegensatz zu anderen kolonialismuskritischen Ansätzen – vor allem bei der französischen Theorietradition. Stark rezipiert werden etwa die Schriften von Michel Foucault (1926–1984), Jacques Derrida (1930–2004) und Jacques Lacan (1901–1981). Dabei ist das Verhältnis zur »hohen Theorie« – wie es im anglophonen Sprachraum heißt – bei den drei in diesem Band vorgestellten (Said, Spivak, Bhabha) durchaus differenziert. Mag dies auch verwirrend sein, so sabotiert es doch die Möglichkeit der Vereinnahmung postkolonialer Theorie durch eine »Schule« oder »Richtung«. Dem britischen Literaturwissenschaftler Robert Young zufolge hat diese Herangehensweise eine neue Logik des historischen Schreibens hervorgebracht (1995: 163). Mit einer solchen Aussage setzt er sich im Übrigen von den vehementen Kritiker/-innen postkolonialer Theorie ab, die den Einsatz der »hohen Theorie« beklagen (wie etwa Parry 2004: 23), da diese den antikolonialen Widerstand zu einer elitären Veranstaltung werden lasse, einem Narrativ, dem nur wenige folgen könnten. Dagegen haben Young (1995: 163) zufolge Said, Spivak und Bhabha, die er als die »Heilige Dreifaltigkeit« (*Holy Trinity*) der postkolonialen Theorien bezeichnet, eine radikale Rekonzeptionalisierung der Beziehung zwischen Nation, Kultur und Ethnizität ermöglicht, die ohne Zweifel von weit reichender kultureller und politischer Bedeutung ist.

Neben anderen Faktoren ist es die Dominanz des englischsprachigen Kontextes, die dazu geführt hat, dass etwa »Lateinamerika« lange Zeit innerhalb der postkolonialen Theorie nur eine marginale Rolle spielte, obgleich schon sehr früh äußerst inspirierende Arbeiten aus dem Feld der Lateinamerikastudien⁴ integriert wurden. Bereits Anfang der 1990er Jahre hat sich in den USA die *Latin American Subaltern*

3 So erschien der erste Sammelband zur postkolonialen Kritik *The Empire Writes Back*, herausgegeben von den Australiern Bill Ashcroft, Gareth Griffith und Helen Tiffin, erst im Jahre 1989.

4 In den USA haben die *Latin American Studies* (LAS) eine lange Tradition und wurden insbesondere in Zeiten des Kalten Krieges von der US-Regierung großzügig gefördert. Häufig wurde die enge

Studies Group gegründet, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Lateinamerikastudien mittels der postkolonialen Perspektive zu revidieren. Inspiriert durch die Arbeiten der *South Asian Subaltern Studies Group*, die sich bereits in den 1970er Jahren um den indischen Historiker Ranajit Guha gründete, beschäftigten sich die Mitglieder dieser Gruppe unter anderem mit der Übertragbarkeit von Konzepten wie etwa das der »Subalternität« auf die lateinamerikanische Situation (vgl. Rodríguez 2001: 6 ff.). In diesem Sinne analysiert John Beverley (2004) in Anlehnung an Guha die subalternen Widerstandspraktiken der nicht-alphabetisierten indigenen Bevölkerung und führt als Beispiele die mexikanischen Zapatisten und die guatemaltekeische Friedensnobelpreisträgerin Rigoberta Menchú an, die als Quiché-Maya geboren wurde, mit 23 Jahren die *Organisation zur Dokumentation und Anklage von Menschenrechtsverletzungen* mitgründete und 1992 den Friedensnobelpreis erhielt. Spannend sind die Studien vor allem dort, wo sie die Grenzen postkolonialer Theorie aufzuzeigen vermögen und neue Perspektiven einbringen (vgl. auch Castro-Gómez/Mendieta 1998). So verweist Walter Mignolo auf »lokale Sensibilitäten« und beschreibt einen lateinamerikanischen »Postokzidentalismus«, dessen Anfänge er auf das Jahr 1918 datiert – als die meisten afrikanischen und asiatischen Ländern sich noch unter kolonialer Herrschaft befanden. Zu den Theoretikern und Schriftstellern dieser Richtung zählt er unter anderem den Peruaner José Carlos Mariátegui (1894–1930), den Brasilianer Darcy Ribeiro (1922–1997) und den Kubaner Roberto Fernández Retamar (1930–2019). Seiner Meinung nach artikulieren diese Autoren eine kritische Antwort auf das soziale und wissenschaftliche Projekt der Moderne im Zuge der imperialistischen Globalisierung. Die hier von Lateinamerikanern in Lateinamerika für Lateinamerikaner/-innen produzierten Diskurse vermögen die eurozentrische Epistemologie der Moderne zu durchbrechen, die schließlich das kolonialistische Projekt einer fortschreitenden Verwestlichung begleitet hat (vgl. Mignolo 1993, 2005).

Die Arbeiten der *Latin American Subaltern Studies Group* wurden allerdings sehr bald heftiger Kritik ausgesetzt. So klagt etwa Mabel Moraña die Gruppe eines »illegitimen theoretischen Handels« (*theoretical trafficking*, Moraña 1998: 243) von der »Dritten Welt« in die »Erste Welt« an. Darüber hinaus bemerkt sie, dass die Dominierung der Lateinamerikastudien durch die US-amerikanischen Hochschulen ein weiteres Mal das hegemoniale Verhältnis der USA vis-à-vis »Lateinamerika« stabilisiere (ebd.). Aufgrund der starken Kritik von außen und internen Debatten löste sich die Gruppe im Jahre 2000 auf. Einige der damaligen Mitstreiter gehören heute zur Kerngruppe der dekolonialen Studien, die Dekolonisierungsprozesse von

Zusammenarbeit der universitären *Area Studies* mit den US-Regierungsabteilungen kritisiert. Ein etwas differenzierteres und dennoch kritisches Bild zeichnet Helen Delpar (2008).

der Perspektive der »Kolonialität der Macht« (*coloniality of power*, Quijano 2000) aus untersuchen und im Gegensatz zu den meisten postkolonialen Studien zentral Lateinamerika in den Blick nehmen.

Der Kampf um Dekolonisierung hat nicht nur verschiedene Strategien hervorgebracht und diverse Phasen durchlaufen, sondern auch unlösbare interne Kämpfe transparent werden lassen. Diese drehen sich immer wieder um Fragen der Repräsentation und der materiellen Dominanzverhältnisse wie auch um die Beziehung von Theorie und politischem Aktivismus. Aber auch die Frage nach der »richtigen« Theorie wird immer wieder gestellt. Wie kann das (post-)koloniale Verhältnis beschrieben werden – unter Hinzuziehung marxistischer Paradigmen oder dekonstruktiver Lesarten? Wie kann antikolonialer Widerstand adäquat repräsentiert werden – durch die Analyse von Diskursen oder nur unter Hinzuziehung sozialistischer Beschreibungen von Unterdrückung? Ist es irreführend oder ein unzulässiger Euphemismus, von *Postkolonialismus* zu sprechen? Welche philosophischen Herangehensweise erscheinen sinnvoller: die Hermeneutik, die Systemtheorie, feministische oder poststrukturalistische Ansätze? Geht es um Supplementierung oder ein Entweder-Oder? Das sind nur einige wenige Fragen, die das Feld der postkolonialen Studien durchziehen und es dadurch so spannend und politisch sowie theoretisch herausfordernd machen.

Kolonialismus und Imperialismus

Obschon immer noch behauptet wird, postkoloniale Theorie hätte im deutschen Kontext keine wirkliche Bedeutung, da Deutschland nie eine große Kolonialmacht gewesen sei, hat die postkoloniale Theorie im deutschsprachigen Raum in den letzten Jahren zahlreiche Studien inspiriert und gerahmt. Parallel dazu hat auch die Beschäftigung mit der deutschen Kolonialgeschichte inner- und außerhalb der Hochschulen beachtlich zugenommen. Gründe hierfür sind sicherlich einerseits politische Debatten zum Kolonialismus, die in den Medien große Aufmerksamkeit erhielten: etwa die Klage der Herero gegen die Bundesrepublik Deutschland⁵ oder

5 Die *Herero People's Reparations Corporation* reichte am 19. September 2001 Schadensersatzklagen über insgesamt vier Milliarden US-Dollar gegen die Bundesrepublik Deutschland, die Deutsche Bank, die Deutsche Afrika Linien (DAL) und den Baugeräte-Hersteller Terex ein. Die Herero benennen als Grund für die Klage Verstrickungen in Völkermord und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Die Bundesrepublik Deutschland soll als Rechtsnachfolgerin des Deutschen Reiches belangt werden. Die frühere Reederei Woermann, die heutige Deutsche Afrika Linien (DAL), hatte lange Zeit ein Monopol auf den gesamten Warenverkehr zwischen dem Deutschen Reich und Südwestafrika. Sie transportierte unter anderem die notwendigen Soldaten, Pferde und Waffen nach

die Auseinandersetzungen um das Humboldt-Forum in Berlin, in dem Exponate aus dem Ethnologischen Museum Dahlem ausgestellt werden sollen. Die Kritiker/-innen sprechen von »Beutekunst«, die Befürworter/-innen von »preußischen Kulturbesitz«.

Es ist wahrlich problematisch, über das Ausmaß *direkter* kolonialer Interventionen einen Rückschluss auf die allgemeine Bedeutung des Kolonialismus⁶ für die einzelnen Nationalstaaten zu ziehen (vgl. Eckert/Wirz 2002)⁷, denn, wie die postkoloniale Theorie aufzeigen konnte, war es keiner Region dieser Erde möglich, den Wirkungen kolonialer Herrschaft zu entkommen. Aus diesem Grunde weisen nicht nur Deutschland und das heutige Namibia eine koloniale Beziehung auf, koloniale Diskurse und Praktiken haben auch in Ländern, die nie direkt kolonisiert wurden, tiefe Spuren hinterlassen. So war auch die Schweiz, die nie als Kolonialmacht aufgetreten ist, tief in den transatlantischen Sklavenhandel verstrickt (vgl. etwa David et al. 2005). Deutschland wiederum hat einerseits keinen kolonialen Einfluss von der Größe etwa Großbritanniens, Frankreichs oder Spaniens ausgeübt und gilt deswegen vielen als gescheiterte Kolonialmacht. Andererseits stellt der deutsche Historiker Winfried Speitkamp fest, dass das Deutsche Reich bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges ein koloniales Imperium – mit Kolonien in Afrika als auch in Nordostchina sowie im Pazifik – aufgebaut hatte, dass »hinter Großbritannien, Frankreich und die Niederlanden an vierter Stelle stand« (Speitkamp 2005: 39; siehe auch Conrad 2008: 22).

Der französische Jurist und Ökonom Arthur Girault (1865–1931), für den der Kolonialismus eine Frage der »Pflichterfüllung« war, kam kurz nach dem Ersten Weltkrieg zu dem Ergebnis, »das Festland der Erde sei zu etwa der Hälfte von Kolonien bedeckt. Mehr als 600 Millionen Menschen, d.h. ungefähr zwei Fünftel der [damaligen] Weltbevölkerung, unterstünden kolonialer Herrschaft: 440 Millionen in Asien, 120 Millionen in Afrika, 60 Millionen in Ozeanien und 14 Millionen in Amerika.« (Osterhammel 2003: 29) Allerdings führt der Mitbegründer der briti-

Deutschland-Südwest, die den Genozid erst möglich machten. Die Klage hatte keine Aussicht auf Erfolg, brachte aber die Kolonialgeschichte Deutschlands wieder ins öffentliche Bewusstsein.

- 6 Zumeist wird angenommen, dass das Wort »Kolonialismus« sich von dem lateinischen *colonia* ableiten lässt, was so viel wie »Farm« oder »Siedlung« bedeutet und vom römischen Imperium zur Beschreibung ihrer Siedlungen in anderen Ländern diente. V.Y. Mudimbe (1988: 1) macht allerdings auf eine andere mögliche Etymologie aufmerksam: das lateinische Wort *colere*, welches so viel wie »kultivieren« oder »gestalten« bedeute und die Wahrnehmung der Kolonien als frei gestaltbare Territorien nachzeichnet.
- 7 Die Alltagswelt und Imaginationen auch der Länder, die nicht als (große) Kolonialmächte gelten, sind tief geprägt von der kolonialistischen Begegnung. So gehören nicht nur Produkte wie Kartoffeln, Zucker und Kaffee zur alltäglichen Nahrung, sondern auch rassistische Bilderwelten.